

Hunger nach etwas

Kubas Juden geht es so gut wie nie seit der Revolution - und doch wandern sie in Scharen nach Israel aus

Von THOMAS SCHULER; Berliner Zeitung, 20.5.2000

Havanna. Der Alte kam mit schlurfenden Schritten näher. Reichte die Hand und sagte, er heiÙe Moische. Dabei setzte er sich in die letzte Bankreihe und begann zu murmeln und zu seufzen. Er sprach davon, dass er gerne Milch trinken würde, aber es auf Kuba für alte Leute wie ihn schon lange kaum mehr etwas zu essen gebe. Mitunter gewann sein klagender Brummtton solche Kraft und Lautstärke, dass sich die Leute in den vorderen Bänken irritiert umdrehten und zischten: "Moische! Ruhe!" Doch die Betenden schienen ihn nicht zu interessieren.

Wie jeden Samstagvormittag hatten sich die Juden Havannas zur Sabbatfeier in der Synagoge im Vedado-Viertel versammelt. Obwohl herrlich gelegen inmitten verwunschener Palmen-Gärten machte die größte der drei jüdischen Gemeinden Havannas damals, vor einigen Jahren, nur von außen einen halbwegs passablen Eindruck. Das

Dach war eingefallen und gab Blick zum Himmel frei. Die Sitze waren zerschlissen und von Termiten zerfressen. Vögel nisteten hinter Balken, Taubendreck fiel während der Feier auf die Thora. Etwa 30 bis 50 Gläubige saßen in den ersten drei der 21 Bankreihen. Zwei Jugendliche lasen auf Hebräisch aus der Thora und trugen ihre Gebete vor. Eineinhalb Stunden lang.

Moische harrte geduldig aus. Er rückte die schwarze Yarmulke auf seinem Kopf zurecht und klagte - ein klein wenig leiser - unbeirrt weiter. Mit jedem Satz, mit jedem Seufzen, mit jedem Atemzug war deutlich ein bitterer Geruch vernehmbar, der an Galle und Magensäfte erinnerte. Es war der Geschmack eines leeren Magens. Moische sagte, er habe seit zwei Tagen nichts gegessen. Es war sein Hunger, der ihn in die Synagoge trieb.

Und doch schien die Lage der jüdischen Gemeinde nicht wirklich trostlos. Denn pünktlich um 12 Uhr gingen die Gläubigen gemeinsam in den Keller. Dort gab es Suppe mit Kartoffeleinlage, Nudeln, Gelatine und Saft. Ein durchaus üppiges Mahl für kubanische Verhältnisse.

Dass nicht nur das Gebet, sondern auch das Essen ein überzeugender Grund für den Besuch der Synagoge ist, wissen die Leiter. Einer der Verantwortlichen, Moises Aises, pflegte die Situation mit einem Witz zu umschreiben: Welches

sind die Errungenschaften der Revolution?
Gesundheitsvorsorge, Bildung für alle und
herausragende Sportlichkeit. Und die Fehler?
Frühstück, Mittagessen und Abendessen. In einem
Land, in dem chronischer Mangel an Fleisch
herrscht, ist das Recht auf eine koschere
Schlachtereiein besonderes Gut.

Freilich, die Versorgung der Gemeinde klappte oft
nur unzureichend: Zum Passahfest musste
koscherer Wein mitunter mit einem Privatflugzeug
von den USA nach Havanna eingeflogen werden,
weil die US-Behörden die Einfuhrgenehmigung zu
lange hinauszögerten. Statt Lamm wurde Huhn
verzehrt. In den 80er-Jahren wurden Vorschriften
geschickt neu interpretiert. Als sich statt der
vorgeschriebenen zehn oft nur mehr acht alte
Männer zur Sabbathfeier einfanden, entschieden
sie pragmatisch: "Gott ist mit uns, also sind wir
neun. Und dann ist da auch noch die Thora, macht
also zehn."

Seit 1994 etwa gehe es wieder bergauf mit dem
Gemeindeleben, sagt Jose Miller, der Präsident der
Gemeinde. Aus Mexiko und Argentinien kamen
Rabbiner und glaubensgewandte junge Juden, die
einen Rabbiner zu ersetzen versuchten. Jüdische
Gemeinden in Florida und Kalifornien halfen beim
Aufbau des religiösen Lebens, denn einen eigenen
Rabbiner kann sich die kubanische Gemeinde
nicht leisten. Höhepunkt all dieser Bemühungen

ist nun, immerhin, die Einweihung der renovierten Synagoge an diesem Wochenende.

Stolz führt Diego Mendelbaum durch die Räume. Der junge Argentinier hat den Umbau im Auftrag einer jüdischen Hilfsorganisation zweieinhalb Jahre vorangetrieben. Fenster, Bänke, Altar - alles ist neu. Statt getrennter Räume für Frauen und Männer gibt es jetzt ein kleines Kino und einen Computerraum. Nur die Geräte fehlen noch. Es gebe sogar Pläne, angrenzende Grundstücke zurückzukaufen, sagt Mendelbaum. Denn den eigenen Unterhalt konnte die Gemeinde nur finanzieren, indem sie Teile ihres Zentrums an die Regierung vermietete.

Einheimische verwechseln das Zentrum daher oft mit dem angrenzenden Theater Café Brecht oder einer Ballettschule. Manche Juden wollten den Verkauf des heiligen Bodens nie verstehen und haben die Leiter des Zentrums gar als "Mörder" beschimpft. Das mutet ironisch an, bedenkt man, dass die Gemeinde ihre Existenz jenen Kompromissen verdankt, zu denen sich Flüchtlinge und Exilanten gezwungen sehen. Schließlich sind vor 100 Jahren viele Juden aus der Türkei, aus Spanien und vor allem aus Osteuropa nach Kuba ausgewandert, um von dort auf Einlass in die USA zu warten.

In den 30er-Jahren gab es vier jüdische Zeitungen in Havanna, jiddische Konditoreien und zahlreiche Vereine und Verbände. Während des Zweiten Weltkrieges war Kuba - neben Schanghai - zeitweise der einzig mögliche Fluchtpunkt für Juden.

Die in Berlin aufgewachsene Bianca Berger war 37 Jahre, als sie im Januar 1939 nach Havanna ausreisen musste. Noch über 50 Jahre später hat sie ihre Adresse im Kopf: Calle 4, Numero 158, Vedado. Die 400 Dollar, die sie und ihr Mann für die Visa zahlen mussten, war alles Geld, das sie hatten. Zwei Jahre verbrachte die Familie auf Kuba. Quote aussitzen, nannte man das. Es war ein anspruchsloses Leben. Nach der Siesta haben sie Bonbons gewickelt, die sie dann gegen Rasiercreme, Wurst oder Kaffee tauschten. Den Besuch im jüdischen Treffpunkt Moyshe Pipik ("Moisches Bauchnabel") in der Altstadt konnten sie sich kaum leisten. Und die Besitzer des Restaurants wussten das und haben sie oft gar nicht erst reingelassen oder aber sofort die Blumen vom Tisch genommen.

Die schönsten Momente, sagt Bianca Berger, das waren die Busfahrten entlang des Malecon. Der Blick auf die Uferpromenade und aufs weite Meer erinnerte sie daran, dass sie den Nazis entkommen war. Das gelang nicht immer: Etwa zwei Monate nach ihrer Ankunft war sie bei deutschen

Nachbarn zu Gast. Auf dem Weg zur Toilette erschrak sie. Im Korridor hing das Porträt Adolf Hitlers, von einer Lampe wie ein Heiligenbild angestrahlt. "Nach diesem Erlebnis wollten wir von den anderen Deutschen nichts mehr wissen." Wie der Großteil der Juden war sie nach dem Krieg in die USA übergesiedelt.

Viele, die blieben, machten sich selbstständig und hatten daher nach Fidel Castros Revolution nur die Enteignung zu erwarten. Also verließen schließlich auch viele jener 15 000 Juden, die bis 1959 auf Kuba geblieben waren, die Insel. Bis Anfang der 90er-Jahre schien das jüdische Leben langsam aber sicher zu sterben. Erst nachdem 1991 auch den Mitgliedern der Partei freigestellt wurde, ihren Glauben auszuüben, erhielt das Zentrum regen Zulauf. Es erteilte den Neuen Glaubensunterricht und lehrte sie, wie man koscher kocht und Essen segnet.

"Wir erinnern die Leute daran, dass sie Juden sind," sagt einer der aus Buenos Aires gesandten Quasi-Rabbiner. Dabei sollen auch die 12 000 Judaica, Lehr- und Glaubensbücher in der Bibliothek im Keller helfen. Die Eltern der Bibliothekarin Adela Dworin kamen aus Weißrussland. Zusammen mit anderen Einwanderern aus ihrer Heimat - darunter dem Vater des heutigen Gemeindepräsidenten Jose Miller - gründeten sie das Zentrum im Vedado.

Was in anderen jüdischen Gemeinden selbstverständlich scheint, wird auf Kuba zur Aufgabe: Schulen haben nie über den Holocaust unterrichtet. Das führte zu scharfer Kritik aus den USA. Doch die Kubaner vor Ort geben sich tolerant. "Ich bin zufrieden, solange sie den Holocaust nicht abstreiten," sagt Miller. Als kubanische Behörden antisemitische Bücher veröffentlichten, betonte Dworin, diese Bücher seien immerhin weniger antisemitisch als manche Zeitungen in anderen Ländern Lateinamerikas. Antisemitismus habe es auf Kuba kaum gegeben. Das heißt nicht, dass sie Unterdrückung und Gängelung durch die Behörden völlig in Abrede stellen würde. Sie kann sehr wohl verstehen, dass viele Juden ihren Glauben jahrelang nicht mehr oder nur mehr heimlich ausübten. "Angst ist etwas, das man gefühlt haben muss, um es zu verstehen," sagt sie nur. Und will nicht allzu viel darüber reden.

Ältere Juden erinnern sich jedenfalls noch gut daran, wie sie mehr und mehr gegängelt wurden, als sich Kuba während der Kriege im Nahen Osten auf die Seite Syriens und der PLO schlug und Israel als Terroristenstaat verurteilte. Einer berichtet, einige seiner Freunde seien wegen ihrer Zugehörigkeit zu einem zionistischen Verein von der Universität geflogen. Er sei dann nicht mehr zu den Sabbatfeiern gegangen. Im Grunde

interessieren sich aber weder Besucher noch Gemeindemitglieder besonders für das englischsprachige sechsbändige Werk über die Shoa oder den in Leder gebundenen, deutschsprachigen 1000-Seiten-Wälzer über "Jüdische Sprichwörter und Redensarten". Die ganze Aufmerksamkeit gilt einem Holzverschlag gleich hinter der Tür: In sechs kleine Regalnischen hat Adela Dworin Medikamente, Leuchter, Kerzen und Süßes geräumt. Ein kleines Schild macht deutlich, dass sie den Zugang zum Schatzkästchen streng kontrolliert.

Nachschub kommt aus den USA.

Dass amerikanische Organisationen und Reiseunternehmen den Besuch der jüdischen Gemeinde zum festen Bestandteil gemacht haben, sei "fast schon grotesk", klagt der Historiker Robert M. Levin, der sich an der University of Miami mit Kubas Juden beschäftigt hat. Jeden Freitag komme eine andere Gruppe von Touristen und bestaune die Synagoge, als wäre sie ein Museum. Doch Jose Miller und Adela Dworin sind die Yankees sehr willkommen. Mittfünfziger in gestreiften Shorts und Golfhemden. Sie tragen Strohhüte auf dem Kopf und Pakete unter den Armen. Sie bringen "Happy-Hanuka"-Silberfolien, Aspirin und Olivenöl.

Wenn es etwas gibt, das die Feier an diesem Wochenende trübt, dann die Gewissheit, dass die Gemeinde in den vergangenen Jahren nicht nur viele neue Mitglieder gewonnen, sondern auch sehr viele verloren hat. Die Ausreise ist ein Thema, das Miller und Dworin meiden, obwohl Miller mit Hilfe seiner drei Söhne ein diplomatisches Netz von Havanna nach Miami, Toronto und Jerusalem geknüpft und dadurch die Ausreise entscheidend erleichtert hat. Etwa 500 jüdischen Kubanern, also etwa einem Drittel aller auf der Insel lebenden Juden, wurde die Ausreise genehmigt. Die letzten sollen sich jetzt im Juni auf den Flug nach Tel Aviv begeben.

Weil das Programm von einer kanadischen Diplomatin ausgehandelt wurde, die einen von Millers Söhnen heiratete, konnte man vieles im Familienkreis arrangieren - obwohl es keine direkten diplomatischen Beziehungen zwischen Kuba und Israel gibt. Diplomaten verständigten sich mit Codes: "Wie viele Zigarren sind es diese Woche?" fragte die israelische bei der kanadischen Vertretung an. "20 Zigarren", hieß es dann. Als die so genannte "Operation Zigarre" im Herbst vergangenen Jahres weltweit Schlagzeilen machte, fürchtete Miller um die Gültigkeit der ausstehenden Genehmigungen. Doch wider Erwarten habe es keine Probleme gegeben, sagt Miller.

Nicht jeder der nach Israel Ausgereisten blickt dankbar zurück: Edwin Sanchez Perez, 24, sagt, er habe eineinhalb Jahre lang auf sein Visum warten müssen. Er genieße seine Freiheit in Israel. Hier gehe er nicht mehr in die Synagoge - das sei nichts für ihn. Aber auf Kuba fühlte er sich stets unter Beobachtung. "Wäre ich nicht in die Synagoge gegangen, hätte man mich nicht ausreisen lassen", glaubt er. Nicht, weil die Behörden ihm die Ausreise verweigert hätten, sondern weil die Leiter der jüdischen Gemeinde ihren Segen geben mussten.